



Abend-

Zeitung.

220.

Freitag, am 13. September 1822.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.  
 Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (26. Heft).

Joachim Appelman,  
 Bürgermeister zu Stargard.

Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert.  
 Mitgetheilt von Fr. Laun.

Heiter blickte der Himmel durch die klaren Fenster des reinlichen Wohngemaches, in welchem so eben der wackere Bürgermeister Joachim Appelman den Mittag des Geburtstages seiner geliebten Hausfrau, an deren Seite, still und fromm zu feiern gedachte. Dreißig Jahre noch wie heute! rief er aus, den blanken, silbernen Becher ihr zureichend. Aber Frau Ursula wehrte den Wein von sich ab und sprach: Nein, mein theurer Schatz, lieber den heutigen Tag nie wieder erleben, denn also, noch ein einziges Mal!

Ursula! rief der Bürgermeister mit mildem Ernste und hob den Zeigefinger auf. Solltest Du nicht Dank sagen dem Herrn, daß er uns Beide, bei mancherlei Leiden und Gefahren, so wohl und rüstig erhalten hat?

Sie aber seufzte: Ach, muß es die Mutter nicht im Innersten schmerzen, daß der leibliche Sohn mit ihr unter demselben Dache lebt und doch nicht einmal den Tag ihrer Geburt neben ihr zubringen darf; daß er, gleich einem reisenden Thiere, in engem Verwahrsam gehalten wird!

Und wen, mein Kind, wen trifft die Schuld, daß dem also ist, mich oder die Handel unseres

Sohnes? Sollte ich ihn gar der Gerechtigkeit verfallen lassen? Denn daß er einem Kaufmanne von Frankfurt, der seines Handels halber hier verweilte, nach dem Leben getrachtet, ist außer Zweifel.

Frau Ursula ängstete sich sehr, als sie das vernahm, was ihr bis dahin verborgen gehalten worden. Sie rief: Großer Gott! als Du mir diesen Sohn schenkest, brachte ich dir so aufrichtigen Dank, ließ auch nicht ab von den Dankopfern, als meine Hoffnungen mit seinen Jahren immer höher stiegen. Und nun stehe ich auf dem Punkte, wo ich dich um einen seligen Tod für ihn ansehen möchte! —

Nicht das, mein Herz! Dem Frevel, den er vorhatte, ist bereits gewehret. Der fremde Kaufmann hat sich gestern schon wieder hinweggegeben und heute soll auch unser Joachim der Haft entlassen werden.

Sein Grund aber zu so gottlosem Vorsatz? fragte die Mutter.

Ist, daß jener der Bräutigam worden einer Jungfrau aus besagtem Frankfurt, der einzigen Tochter einer dortigen Rathsperson, Namens Ulrich Spranger, der auch unser Joachim, als er daselbst auf der hohen Schule war, mit Liebe zugethan gewesen.

Wenn er nur endlich einmal zurückkommen wollte von seinem wilden Sinne! seufzte Frau Ursula.

Wird auch vielleicht noch geschehen, mein Kind! tröstete der Vater. Uebrigens haben wir es nicht

fehlen lassen an Ermahnungen und Strafen, und können uns keine Verwahrlosung Schuld geben.

Der Bürgermeisterin schien eben damit, daß jene Jungfrau zu Frankfurt an der Oder einen Andern heirathete, eine neue Hoffnung aufzugehen. Sie wünschte nämlich, ihr Sohn möchte Jungfrau Katharinen ehelichen, des damals mit mehr als fürstlichem Reichthum und Gütern ausgestatteten Hans Loyzen zu Stettin Tochter, welche ihm außerordentlich zugeneigt.

Liebe Ursula, sprach der Bürgermeister: Du hast ihm Deine Vorliebe für diese Verbindung vielleicht schon allzu sehr dargethan. Dringe nicht weiter damit in ihn. Lieber laß ihn, wenn er will, noch einmal hinaus in den Krieg.

Noch einmal? rief sie von Neuem geängstet. Hat er nicht schon verpraßt genug im wilden Kriegesleben? Soll er bei fortgesetztem Umgange mit elenden Schnapphähnen und anderm Gesindel vollends abgebracht werden von dem wackern Sinne ehrlicher Bürgerleute?

Darauf versetzte ihr Gatte mit großem Ernste: Ganz recht, mein Kind, er sollte freilich nicht zu Gripheßwald und auch zu Frankfurt den Wissenschaften obgelegen haben, um am Ende im unheilvollen Treiben des Krieges alles wieder zu vergessen. Aber er ist jung und kann wohl noch umkehren. Und geschähe das, so würde er manche Erfahrung vom Auslande mitbringen, die dann ihm selber und gemeiner Stadt wohl zu gut kommen möchte.

Frau Ursula aber sagte: Als mein seliger Vater in Joachim's Alter war, hat er schon im Rathe gesessen und sich eines gar stillen, verständigen und christlichen Lebens befleißiget. Meine gute, nun auch in Gott ruhende Mutter hat das dem Joachim im vorigen Jahre auf ihrem Sterbelager noch recht beweglich an das Herz gelegt.

Der Bürgermeister sprach: Liebe Ursula, wir Menschen sind nun einmal nicht einer wie der andere. Uebrigens könnte er auch dormalen keine Rathstelle in hiesiger Stadt bekleiden, da Vater und Sohn nicht zugleich im Rathe sitzen dürfen.

Da brachte die Mutter von Neuem die Rede auf Katharinen Loyzin und wie leicht Joachim, wegen der mächtigen Verbindung ihres Vaters, durch Verheirathung mit ihr, in den Rath zu Alten-Stettin gelangen könne.

Der Bürgermeister aber ärgerte sich, daß sein oft erklärter Widerwille gegen solche Art ein Amt

zu erlangen, nicht besser auf seine Frau gewirkt hatte, und sprach: Dringe, das bitte ich Dich nochmals, nicht weiter in Joachim, wegen dieser Verbindung, da es doch gar keinen Anschein hat, als ob ihm an der Loyzischen Tochter gelegen sey, und sonach diese, wie wir selbst, nur Herzeleid dadurch erleben könnte. Sieh mir die Hand hierauf, liebe Ursula, und ich will auch sofort einen Lieblingwunsch Dir erfüllen.

Auf dieses konnte nun freilich die gute Hausfrau ihre Hand ihm nicht weigern; ihr Herz aber war doch keinesweges dabei. Denn es dünkte ihr seltsam, daß sie ihren Sohn zur Verbindung mit einer so stillen, sitzamen Jungfrau, wie die Loyzin war, nicht überreden sollte, da gerade hierdurch Joachim's ungestümer Sinn etwas Besänftigung gewinnen konnte. —

Indessen ging der Bürgermeister, den Sohn herbeizuholen. Das aber geschah nicht ohne mancherlei Kummer und Sorge. Der väterlichen Liebe, welche in seinem Herzen zu dem schönen, rüstigen Jünglinge wohnte, stand ein Widerwille gegen den Leichtsinn, dessen er sich fortdauernd schuldig machte, zur Seite. Der armen kränklichen Frau scheuete sich der Bürgermeister nur zu sagen, daß er gar wenig Hoffnung habe auf eine dauerhafte Lebensänderung des jungen Gesellen. Sein einziger Trost war noch, daß, so viel ihm bekannt, der leichtsinnige Joachim, bis dahin wenigstens, keiner Frevelthat schuldig worden.

Doch ungeachtet des Handschlags, den Frau Ursula ihrem Gatten gegeben, daß sie den Sohn nicht überreden wolle zur Heirath mit Hans Loyzens Tochter, brachte sie, nachdem er bei ihnen am Tische saß, die Rede bald auf selbige. Wider Verhoffen fand sie sogar damit mehr als jemals Eingang bei ihrem Sohne, weil dessen Herz seit der Verlobung jener Jungfrau zu Frankfurt mit einem Andern sich von ihr gänzlich abgewendet.

Selbst der Bürgermeister fing an, bessere Hoffnung auf seinen Sohn zu fassen, als acht Tage nachher Hans Loyze mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne, der Rathsperson Niklas Resner, von Stettin, die in Handelsgeschäften nach Stargard gekommen, bei ihm einsprachen. Denn Joachim schien auf Einmal gerührt von Katharinen's Reizen und Sittsamkeit. Ist doch schon, dachte der Vater,

gar mancher wilde Mensch durch seiner Hausfrauen Tugend zu einem bessern Wandel gelangt; so will ich denn auch nicht verzweifeln, daß Gott auf diesem Wege das Herz unseres Sohnes regieren werde. Und noch am selben Abende hielt Joachim wirklich Verlöbniß mit der Jungfer Loyzin. Es war sogar schon zwischen Hans Loyzen und dessen Schwiegersöhne, Kestnern, die Rede, daß der junge Appelman nach geschehener Trauung in Altenstettin bleiben solle, damit seine künftige Aufnahme in den dortigen Rath um so weniger Schwierigkeit finden möge.

Hiergegen aber setzte sich sein wackerer Vater durchaus. Nein, werthe Herren, sprach er: bevor er ein Amt von so wichtigem Einflusse auf das Heil und Unheil einer großen Stadt übernehmen kann, muß er erst sein Geschick im Kleinen erprobt haben. Dazu wird ihm die Verwaltung meiner Güter einige Anleitung geben.

Frau Ursula, die ihn nur allzu gern recht bald als Mitglied des Stettiner Rathes gesehen hätte, war hiermit am wenigsten zufrieden. Allein der Bürgermeister sagte: Anders thue ich's nicht. Soll die Stelle den Mann zieren, so muß auch dieser taugen zu ihr und trotz den häufigen Fehden zwischen unserem Stargard und Altenstettin, wegen der freien Seeschiffahrt, ist doch auch letztere Stadt, als der Hauptort meines Vaterlandes, mir lieb und werth, und ich möchte deren Verwahrlosung durch mich oder einen der Meinigen nimmer auf mein Gewissen laden. — Dabei blieb es.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Schaustellungen in London.

No. 6.

### Schlange n.

Von einer Tochter des verstorbenen Polito werden in einem der kleinen Zimmer der ägyptischen Halle drei Schlangen gezeigt. Zwei davon sind aus dem Boageschlechte, und eben jetzt deshalb merkwürdig, weil die eine ihre Haut bereits abgestreift hat und die andere dabei ist, es zu thun. Die erstere ist lebendiger als ihr Mitgenos, der faul und schläfrig sich zeigt. Der Kopf ist sonderbar gestaltet, besonders an den Augen, die wie hornene Augen in einer Maske aussehen. Die Bewegungen dieser fürchterlichen Thiere sind wahrhaft schön und ihre Windungen höchst anmuthig. Sie thun dies durch

die Rippen, welche gleich tausend Füßen ein fast unmerkliches, aber doch schnelles Fortgleiten hervorbringen. Die Zunge ist sanft und unschädlich, einem Schwalbenschweife ähnlich, und sie werden nur durch die fürchterliche Kraft ihres Drucks und ihren Biß gefährlich. Die Farben sind wechselnd und glänzend, die Schuppen sanft.

In einem kleinern, mit Flanell gefütterten, Käfig befindet sich eine Schlange von gefährlicherer Art, welche, so viel wir wissen, noch nie lebendig nach England gebracht ward. Es ist die berühmte Brillenschlange (Coluber Naja des Linnée). Ihr Biß giebt plötzlichen und gewissen Tod, wenn man nicht gleich ein Gegenmittel anwendet. Dieß besteht in einer Portion flüchtigem Alkali und beständiger Bewegung, um den Schlaf zu vermeiden. Die Schlange, die wir hier sehen, ist 5 Fuß lang. Der Kopf ist flach, ihr Anblick ganz besonders schauerlich und unangenehm. Reizt man sie, so fährt sie so wüthend gegen die Drathgitter, daß sie sich selbst verlegt, dann wird sie ruhiger, zischt bloß, hebt den Kopf und schaut den Angreifer unverwandt an. An beiden Seiten des Nackens sind Schuppen, gleichsam wie Seitenstosfedern, und dahinter die beiden Flecke, von welchen sie den Namen Brillenschlange hat. Ihre Farbe ist brauner als die der Boa und die Flecken bei weitem nicht so glänzend. Ihre Schuppen sind rauh, wodurch sich überhaupt meist die giftigen Schlangen auszeichnen sollen. Die Zunge ist gabelartig und unschädlich, denn das Gift liegt in den Zahnhöhlen. Wenn man ihr diese Zähne, welche gekrümmt und lang sind, ausreißt, so lehren die Indier sie nach einer Pfeife tanzen und führen sie sonder Gefahr bei sich. Unstreitig ist dieses dieselbe Schlange, welche wir in den ägyptischen und indischen Tempeln und Symbolen so oft finden.

Diese Thiere waren nun schon sechs Wochen in England, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Sie tranken ein wenig und gaben eine weiße Flüssigkeit von sich, welche hart ward. Die Boa kann einen Vogel oder ein Kaninchen verzehren, während die Brillenschlange sich wahrscheinlich mit Brod und Milch, oder ähnlichem Fraß, begnügen würde.

Lh. H.

### Homonym.

Mit dem Ganzen mag man sprechen, schreiben, Jedoch niemals damit Handel treiben.

J. J. Gumprecht.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Riga.  
(Beschluß.)

In diesem Monat ist es hier in Riga sehr stille. Alles ist auf dem Lande oder zu Johannis (neuen Styl) in Mitau, wohin auch die hiesige Schauspielergesellschaft sich auf vier Wochen begiebt. Hier geht es zu dieser Zeit bunt her — eigentlich ein Jahrmarkt ist der Johannisstag n. St., mehr ein Jahrtag oder ein Termin, wo der kurländische Adel und auch zum Theil der liefländische, Renten für Kapitalien zahlt und empfängt, kauft und verkauft, gewinnt und verliert; letzteres im Doppelsinn genommen: denn die Hazardspiele sind zu dieser Zeit erlaubt, und öffentlich rufen abgeseimte Spieler den minder Erfahrenen, der oft mit Vermögen nach Mitau kommt, es aber wieder — ohne Vermögen verläßt. Alles strömt nach Mitau — und das Gewühl ist hier sehr groß, sinkt aber plötzlich zu einer Todtensille herab, wenn die Jahrmarktzeit vorüber ist. — Hier in Riga wird die Johannisfeier nach dem alten Styl begangen. Ein dreiwöchentlicher Jahrmarkt wird hier im Domgange und der nahen Umgebung der Domkirche gehalten, auf dem es an weiter nichts, als — an Gelde fehlt; aus dieser Ursache ist denn der Markt zwar immer gedrängt voll, doch ohne — Käufer. „Der Geldmangel, der Geldmangel!“ ist die allgemeine Klage neben — Luxus und Verschwendung. — Am Vorabende des Johannisabends ist hier vor der Schaalspforte am Dünauer denn auch ein recht lieblicher Blumenmarkt, auf welchem es sich, des Wohlgeruchs halber, recht angenehm ergehen und für ein Weniges sich ein herrlicher Blumenankauf machen läßt. Bauern und Bäuerinnen aus der ganzen Umgegend Riga's winden zu dieser Zeit schöne Blumenkronen und Kränze, Blumensträuße aus Rosen und Bergameinnicht, die sie hier feil bieten. Dieser Markt dauert durch die ganze Nacht bis zum Mittage des andern Tages und giebt daher Gelegenheit zu recht lustigen Abentheuern und Liebesintrigen. — Am eigentlichen Johannisabend selbst strömt aber alles, was nicht auf seine Gärten und Güter sich begiebt, nach Jerusalem und Altona, zwei öffentlichen Vertern am linken Dünauer, in der nahen Umgegend Riga's. Hier lebt man bei Musik und Gesang, Tanz und Spiel, Essen und Trinken die ganze Nacht in Sauf und Braus. In Altona geht es gewöhnlich am lebhaftesten her; hier giebt es außerdem allerlei Sehenswürdigkeiten, gewöhnlich ein Feuerwerk. Alles ist vergnügt und froh im Genuß des Augenblicks — und oft, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht, kehren erst die meisten aus diesen Hainen der Freude und des Vergnügens in die Stadt und in die Schatten ihrer Wohnungen zurück; am Johannisstage selbst herrscht hier eine merkliche Stille — und die Feier desselben ist für den Landmann nur von einiger Bedeutung.

— rr —

Karlruhe, im August 1822.

Endlich bin ich, mein theurer Freund, hier angekommen. Nach alter Gewohnheit erstatte ich Ihnen nun so gleich einen Bericht von dem, was mir der Mittheilung würdig scheint. Mein erstes, was ich hier that, war, das Theater zu besuchen; aber

leider wurde ich mit Rossini's Barbier von Sevilla regalirt und ennuyirt. Zwar war mir diese Oper noch unbekannt; allein ich fand sie des Meisters würdig. Charakterlosigkeit, viel Lärmen, tolle Instrumentirung, triviale, schon zwanzigmal gehörte Gedanken und Figuren, Schlüsse ohne Ende und schlechte Fortschreitungen charakterisiren diesen italienischen Barbier. Die Darstellung durfte meines Erachtens nicht gelungen genannt werden. Alma-viva wollte nur singen, als Schauspieler war er un-erträglich; Bartholo war gut; Rosine konnte mir aber weder in Geberde, noch Ton die reine, unschuldige Liebe, das schüchterne Streben nach Freiheit und jungfräuliches Selbstgefühl vergegenwärtigen — und dem Figaro strebte seine Individualität vermaßen entgegen, daß, wenn er auch den Geist der Rolle gefaßt hätte, doch niemals ein Figaro aus ihm geworden wäre. Das Schauspielhaus hat viel Freundsliches, ja man darf es wohl schön nennen; indes ist es, so wie die Bühne selbst, nicht gehörig beleuchtet, auch geschmacklos decorirt.

Später wurde die „Schweizerfamilie“ gegeben. Alle Künstler schienen zu wetteifern, eine vollendete Darstellung zu liefern. Frau Gervais ist unnachahmlich in Gesang und Spiel; Herr Sehring war als Vater sehr gut, empfindungsvoll ohne pathetisch zu seyn; Hr. Maier, obgleich nicht mit einer klaren vollen Stimme begabt, erweckte doch volles Interesse und bewährte das alte Sprichwort: „Was von Herzen geht, geht zu Herzen!“ Der Abend war sehr genussreich, und würde noch durch die sinnige Begleitung der Clarinette erhöht worden seyn, wenn das gefühllose, rauhe Spiel des Violinsolo am Ende des zweiten Akts und das unanständige Stampfen des Kapellmeisters nicht eine unangenehme Störung verursacht hätte.

Das hiesige Publikum scheint große Vorliebe für den „Johann von Paris“ zu haben. Es wurde so viel über diese Oper gesprochen, daß ich sie auch zu hören beschloß. Fräulein Schulz gab die Prinzessin. Eine schöne Gestalt, Anmuth und Grazie sind dieser jungen, holden Sängerin eigen. Der Umfang ihrer Stimme ist bedeutend. In einer guten Schule (von Frau Gervais) gebildet, wird jedes Erforderniß in musikalischer und theatralischer Hinsicht angenehm befriedigt. Ihre Stimme ist sonor und rein, was sie vortrug, war geregelt und voll Ausdruck. Es thut mir daher sehr leid, daß die hiesige Bühne dieses schöne, so viel leistende und noch weit mehr versprechende Talent wahrscheinlich bald verlieren wird; denn wie man hört, tritt die junge Künstlerin in Kurzem eine Kunstreise nach Norddeutschland an, wo sich nur zu wahrscheinlich jede Bühne um ihren Besitz bewerben wird. Die Stimmung, in welche die Prinzessin durch Spiel und Gesang versetzte, habe ich in folgendem Gedichte auszudrücken gesucht:

Welche Tön'! Aus welchem Munde  
Quollen sie so süß hervor?  
Und es tauchte jedes Ohr  
Selig in der weiten Kunde —  
Und es tenten Aller Augen  
Sich nach ihr voll süßer Sonne,  
Um, den Blumen gleich, der Sonne  
Hoides Licht in sich zu saugen!

Den Seneschall gab Herr Sehring mit Auszeichnung. Eine hohe Komik lag im Vortrag seiner zum Schein ernsthaften Arie.

(Der Beschluß folgt.)